

Leseprobe aus:

Ceri Radford

Das Leben ist kein Gurkensandwich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Ceri Radford

~

*Das Leben ist kein Gurkensand-  
wich*

Roman

~

Aus dem Englischen von Bea Reiter

Wunderlich

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel «A Surrey  
State of Affairs» bei Abacus, London.

1. Auflage Juli 2011  
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
Redaktion Friederike Ney  
«A Surrey State of Affairs» Copyright © 2011 by Ceri Radford  
Satz ITC New Baskerville Postscript, InDesign,  
bei KCS GmbH, Buchholz bei Hamburg  
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 8052 5015 3

*Dienstag, 1. Januar 2008*

Heute ist Neujahr, und welcher Tag wäre besser geeignet, um etwas ganz Neues auszuprobieren? Ab sofort habe ich mein eigenes Blog, und dies ist mein erster Eintrag. Mein Sohn Rupert glaubt, dass es vielleicht überall auf der Welt gelesen wird. Das muss man sich mal vorstellen: Wenn er recht hat, würde man von Milton Keynes bis nach Mauritius verfolgen, was ich zu sagen habe. Bisher tut das eigentlich nur Darcy, mein Papagei. Er ist ein prächtiges Tier und ein großer Trost für mich, seit die Kinder aus dem Haus sind, doch seine Aufmerksamkeitsspanne hat so ihre Grenzen. Deshalb rufe ich für gewöhnlich meine Tochter, Sophie, oder Rupert an, um ein wenig zu plaudern. Mein Sohn war es übrigens, der während unseres letzten Telefonats meinte, es wäre doch viel schöner, wenn ich das Ganze nicht ihm erzählen, sondern meine Gedanken über das Internet mit ganz vielen Menschen teilen würde. Er ist ja so ein aufmerksamer Junge.

Sophie hat mir alles eingerichtet – auch sie hält das Blog für eine großartige Idee – und sich dann gleich in ihr Zimmer zurückgezogen, damit ich in Ruhe schreiben kann. Was also kann ich Ihnen erzählen? Ich könnte zum Beispiel mit gestern Abend beginnen. Ich weiß ja nicht, wie Sie zu Silvester stehen, aber ich bin dreiundfünfzig Jahre alt, und in diesem Alter gleicht eine Jahreswende der anderen. Silvester hat für mich seinen Reiz verloren.

Böller und Raketen sind eher etwas für umtriebige Teenager wie Sophie.

Meinem Mann zuliebe habe ich mir dann trotzdem einen Ruck gegeben und mir etwas einfallen lassen: ein Abendessen mit Krimispiel à la *Mord im Dunkeln*. Jeffrey ist Anwalt, und eine derartige Abendveranstaltung erfordert genau die kriminalistischen Fähigkeiten, die sein Berufsstand mit sich bringt. Jeffrey hat sich zwar nicht auf Mord, sondern auf Firmenfusionen und Übernahmen spezialisiert, aber da soll es ja durchaus Ähnlichkeiten geben. Und weil er in letzter Zeit ein wenig griesgrämig gewesen ist, war ich der Meinung, etwas Abwechslung würde ihm guttun.

Der Abend ließ sich gut an. Ich spielte die Gräfin und trug das elegante Samtkleid meiner Mutter, eine mehrreihige Perlenkette und eine Fuchsstola, die sehr schön zu meinem kastanienbraunen Pagenkopf passt. Mit seinem distinguierten Benehmen ist Jeffrey prädestiniert für die Rolle des Grafen. Sein Bruder Edward gab den Arzt und hatte sich ein Stethoskop um den Hals gehängt, meine Schwägerin Harriet war eine Nonne. Mutter spielte mit erstaunlich überzeugender Überheblichkeit eine adlige französische Exilantin, Reginald, unser Gemeindepfarrer, schlug sich wacker als Butler. Sophie hielt sich aus allem heraus und verbrachte den Abend bei einer Freundin. Gott sei Dank, kann ich da nur sagen, denn als sie das letzte Mal meine Fuchsstola zu Gesicht bekam, hat sie mit einem entsetzten Schrei reagiert.

Natalia spielte sich selbst. Ich bezweifle, dass die Erfinder des Spiels für die Rolle der Haushälterin eine mufelige Litauerin mit äußerst dürftigen Kenntnissen der

gepflegten englischen Sprache im Sinn hatten, aber man muss schließlich mit dem arbeiten, was man hat. Ich muss ihr zugutehalten, dass sie Jeffrey immer sehr fleißig Wein nachgeschenkt hat, aber die Gute sollte sich wirklich ein paar robustere Knöpfe für den Ausschnitt ihrer Bluse besorgen. Vielleicht hätte ich ihr zu Weihnachten statt der extravaganten Ohrringe aus Straußenfedern, die Jeffrey mir vor sieben Jahren geschenkt hat, lieber angemessene Oberbekleidung kaufen sollen.

Nach dem Essen ging ich im Salon auf und ab, wie es die Spielregeln vorsahen, während die anderen Mitwirkenden sich im Haus verteilten. Dann erlosch das Licht. Nur ein Keuchen, ein männliches Keuchen, war zu hören, bis unmittelbar darauf das schrille, theatralische Kreischen meiner Schwägerin Harriet das Haus erfüllte. Die Nonne war tot.

Die darauffolgenden Ermittlungen waren ein Heiden Spaß. Obwohl es nur ein Spiel war, wurde Reginald ständig rot, wenn er jemanden verdächtigen musste, und ehe der Fall gelöst war, erstand die Leiche von den Toten auf und verlangte ein Glas Portwein. Jeffrey war so scharfsinnig, Natalia als niederträchtige Täterin zu überführen, obwohl sie sich die ganze Zeit über völlig teilnahmslos gegeben hatte. Er denkt eben wie ein Anwalt. Mutter schlug ihm aus Anerkennung so kräftig auf den Rücken, dass er sich fast an seinem Brandy verschluckt hätte. Um Mitternacht stießen wir mit Champagner an, und die Stimmung wurde recht ausgelassen. Harriet riss sich den Nonnenschleier vom Kopf, und Reginald wagte ein Tänzchen und sah dabei aus wie eine angeschossene Krähe. Dieser Anblick brachte sogar Mutter zum Lächeln.

Der Abend war ein voller Erfolg, aber als ich später zu Bett ging, das erste Mal in diesem neuen Jahr, bekam ich das eigenartige Keuchen nicht aus dem Kopf, das ich kurz vor dem «Mord» gehört hatte. Es lag mir noch in den Ohren, lange nachdem *Auld Lang Syne*, das wir wie immer um Mitternacht gesungen hatten, verklungen war.

*Mittwoch, 2. Januar*

Bitte verzeihen Sie, dass ich gestern einfach so drauflosgequasselt habe. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Auf diesem neuen Laptop sind meine Finger einfach so über die Tasten geflogen. Ich habe mich ja noch nicht einmal vorgestellt.

Mein Name ist Constance Harding. Ich bin mit Jeffrey Harding verheiratet, Seniorpartner bei *Alpha & Omega*, und die Mutter von Rupert, einem fünfundzwanzigjährigen IT-Berater; außerdem habe ich eine achtzehnjährige Tochter, Sophie, der momentan ein wenig die Orientierung fehlt. Sie absolviert ein freiwilliges ökologisches Jahr und wird bald wieder zu ihrem Projekt nach Frankreich zurückkehren, wo sie in einer Öko-Hotelanlage wohnt und das Stichlingsvorkommen in der Ardèche dokumentiert.

Ich sitze gerade im Salon auf meinem Lieblingsmöbel, einem mit cremefarbenem Stoff bezogenen Regency-Stuhl, und schreibe diesen Blog-Eintrag auf meinem nigelnagelneuen Computer. Jeffrey hat ihn mir zu Weihnachten geschenkt, und mein zuvorkommender Sohn hat ihn mit der nötigen «Software» ausgestattet. Während ich

tippe, versuche ich, einen kleinen, hartnäckig haftenden Aufkleber mit dem Schriftzug *Alpha & Omega* abzupulen. Den hat Jeffrey wohl in einem Moment der Zerstretheit an meinem Geschenk angebracht; seine Firma bedeutet ihm wirklich alles.

Wir wohnen am Rand eines hübschen Dorfes in Surrey, in einem großzügigen Haus im gregorianischen Stil mit fünf Schlafzimmern. Unsere Gemeinde hat einen kleinen Park, ein Pub namens *The Plucked Pheasant*, eine Kirche namens *St. Mary's*, einen Blumenladen, ein Restaurant und ein Postamt. Ein typisches englisches Dorf also – bis auf die Teestube, die bedauerlicherweise zu einem chromblitzenden pseudoitalienischen Café umgebaut wurde, in dem statt Tee und Scones nun Latte macchiato und Biscotti serviert werden.

Das soll fürs Erste genügen. Noch mehr Details über meinen Wohnort werde ich mir nicht entlocken lassen, sonst fallen hier am Ende noch Horden randalierender Internetbenutzer ein, die meine Schneeglöckchen zertrampeln, die Terrassentüren einschlagen und meine Kerzenständer stehlen. Das ist alles schon mal vorgekommen. Gerade neulich hat der *Daily Telegraph* einen großen Artikel über diese Vandalen gebracht.

*Donnerstag, 3. Januar*

Jeffrey hat sich heute Morgen irgendwie merkwürdig benommen. Er nimmt jeden Tag um 7.22 Uhr den Zug nach London, und als er heute das Haus verließ, gab er mir nur einen hastigen Abschiedskuss und eilte wortlos

davon. Zurück blieben zwei mit Marmelade bestrichene Toastränder und eine halbvolle Tasse mit lauwarmem Earl Grey. Und ich.

Vielleicht fällt es ihm nach den Weihnachtsferien schwer, wieder zur Arbeit zu gehen, oder es bedrückt ihn, dass Sophie bald wieder nach Frankreich abreist. Oder er ärgert sich genau wie ich über Natalia, die von Tag zu Tag schlampiger wird. Obwohl ich sie schon mehrmals dafür gerügt habe, hängt sie ihre Unterwäsche zum Trocknen immer in Jeffreys Arbeitszimmer auf die Heizung. Unordnung im Haus, Unordnung im Kopf, sage ich immer. Kein Wunder, dass er vorhin so zerstreut wirkte. Zu allem Übel ist besagte Unterbekleidung auch noch aus diesem ordinären schwarzen Polyestermaterial. Ich hoffe nur, dass es nicht schmilzt und die Heizung verfärbt, die habe ich nämlich erst letzten Herbst neu lackieren lassen. Ich werde ein ernstes Wörtchen mit ihr reden müssen, wieder einmal.

Nachdem Jeffrey also weg war, räumte ich das Geschirr auf die Seite, das Natalia abwaschen sollte, goss mir eine Tasse Kaffee ein und setzte mich in den Wintergarten, um eine Zeitschrift zu lesen. Ich bin nicht der Typ, der zu Müßiggang neigt, aber ich finde, hin und wieder sollte man sich die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens nicht versagen.

Gerade hatte ich einen interessanten Artikel zu Ende gelesen, in dem es darum ging, dass geblümete Tapeten wieder in Mode kommen – was ich sehr begrüße –, da stieß ich bei den Kleinanzeigen auf ein Inserat, das mich zutiefst erschütterte. Die Annonce war mit «Verbotene Liebschaften» übertitelt, und genau dazu lud sie auch ein.

«Bekommen Sie in Ihrer Ehe nicht die Leidenschaft, nach der Sie sich sehnen?», las ich. Und dann war die Rede von einer «kostenlosen Premium-Mitgliedschaft für Frauen» und von «absoluter Diskretion».

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, heutzutage ist es bestimmt nicht mehr nötig, Ehebrecher auspeitschen zu lassen. Aber mit unserer Gesellschaft stimmt doch etwas nicht, wenn jemand, der unverblümt zu ehelicher Untreue auffordert, in einer Zeitschrift für anständige Frauen inserieren kann.

Schon beim Lesen wurde mir fast schlecht. Aber gleichzeitig war ich auch dankbar dafür, dass Jeffrey und ich so eine stabile und erfüllte Ehe führen.

*Freitag, 4. Januar*

Jedes Jahr das Gleiche. Kaum ist der Weihnachtsbaum abgeschmückt, haben sämtliche Illustrierte nur noch ein Thema: wie wir die Pfunde wieder loswerden, die wir uns angefuttert haben, indem wir über die Feiertage die Rezepte aus denselben Illustrierten nachgekocht haben. Die Zeitung von heute enthielt eine Sonderseite über Diäten. Die Überschrift lautete: «Neues Jahr, neue Figur», und als *das* Wundermittel zum Abnehmen wurde Kohlsuppe empfohlen.

Ich finde die Einstellung zur Ernährung heutzutage ja höchst bedenklich. An einem Tag dreht sich alles um üppige Torten mit belgischer Schokolade und Panna cotta, am nächsten ist «Entgiftung» mit heißem Wasser und Kohlepulver angesagt. Alles Unsinn, sage ich. Frauen meiner

Generation kennen die simple Wahrheit: Wer abnehmen will, muss weniger essen und sich mehr bewegen. Ich bin vielleicht nicht mehr so rank und schlank wie bei meiner Hochzeit, aber Gott sei Dank hat meine Figur nach wie vor mehr Ähnlichkeit mit einer Sanduhr als mit einer Birne. Jeffrey hat also keinen Grund zur Klage. Ich hoffe nur, dass Sophie sich nicht von diesem Mumpitz verrückt machen lässt. Sie ist gertenschlank – in ihrem Alter war ich das auch – und hat es gar nicht nötig, abzunehmen. Aber als Teenager ist man eben noch leicht zu beeinflussen.

Vorhin war sie auf dem Sofa in eine Zeitschrift vertieft, die ziemlich nach Schund aussah. Ich begann ein Gespräch, weil ich ihr erklären wollte, wie wichtig es ist, sich eine gesunde Einstellung zum eigenen Körper zu bewahren. Gerade als ich angefangen hatte, über die Vorzüge regelmäßiger leichter Körperertüchtigung wie zum Beispiel flotte Spaziergänge oder Gartenarbeit zu sprechen, verdrehte sie die Augen gen Himmel, steckte sich einen Mince Pie in den Mund und schaltete den Fernseher ein.

Noch neun Tage, dann ist sie wieder in Frankreich.

*Samstag, 5. Januar*

Dieses Blog verleitet mich offenbar dazu, mehr zu sagen, als ich eigentlich will. Ich möchte nicht, dass Sie den Eindruck gewinnen, ich würde die Tage bis zur Abreise meiner Tochter zählen. Und ich möchte ebenso wenig, dass sie das hier liest und zu dem gleichen Schluss kommt, deshalb habe ich vorsichtshalber den Namen meines Blogs geändert («Silberglöckchen» klingt hübsch, aber auch

anonym). Ich werde Sophie schrecklich vermissen, das müssen Sie mir glauben. Wenn sie nicht hier ist, vergehen die Tage langsamer, die Uhren ticken lauter, Natalias angebranntes Omelett beleidigt meinen Gaumen, und ich gehe in der Diele auf und ab und warte, dass Jeffrey wieder nach Hause kommt. Doch wie jede Mutter weiß, liegen im Umgang mit Teenagern Glück und Leid häufig dicht beieinander. Ich kann nur hoffen, dass sie durch die Erfahrung, ein Jahr mit dem Zählen von Stichlingen zu verbringen, an Geduld und an Reife gewinnt, Zeit wäre es jedenfalls. Und dass, falls sie einmal einen netten jungen Mann kennenlernen sollte, er nicht das Weite sucht, wenn er sie in ihren Gummistiefeln sieht.

*Sonntag, 6. Januar*

Heute wurde das übliche Sonntagsprogramm absolviert: Gottesdienst und ein Besuch bei Mutter in ihrem Seniorenheim, das den schönen Namen «Die Eiche» trägt. Ich vermute, der Name soll das Bild eines starken Baumes heraufbeschwören, dessen Blätter sich womöglich noch in einer sanften Brise wiegen, aber leider sprüht irgendein verkommenes Subjekt immer wieder ein *L* dazu.

Der größte Teil des Tages war von den moralistisch durchtränkten Monologen geprägt, die Reginald als Pfarrer von Berufs wegen und Mutter als Hobby von sich gibt. Allerdings gehen beide unterschiedlich ans Werk: Immer wenn der liebe Reginald das Wort ergreift, setzt er eine schmerzverzerrte Miene auf, als hätte ihm jemand eine der Reißzwecken vom Schwarzen Brett der Kirchen-

gemeinde in seine Amtskleidung gesteckt. Dann versucht er, seine Zuhörer so schnell wie möglich in ein Gespräch zu verwickeln, um zu erfahren, was sie bewegt. Heute wollte er zum Beispiel von jedem einzelnen Kirchenbesucher wissen, wie man seinen Glauben dieses Jahr festigen wolle. Es gelang mir gerade noch rechtzeitig, Jeffrey durch einen kräftigen Stoß mit dem Ellbogen zu wecken, bevor er an der Reihe war.

Mutter teilt Reginalds Interesse an der Meinung anderer nicht. Wenn sie spricht, duldet sie keine Unterbrechung, und jeder, der es dennoch wagt, wird mit einem so eisigen Blick bedacht, dass er künftig für immer schweigen möchte. Meine erste Frage an sie – nämlich wie ich Natalia davon abbringen könne, ihre Unterwäsche auf den Heizkörpern zu trocknen – löste einen umfassenden Diskurs aus: über die Rolle von Bediensteten, den Zerfall der Sitten, den Niedergang von Hühthaltern, die enorme Bedeutung von klaren Hierarchien, das britische Empire und das Strafgesetzbuch. Das Ganze gipfelte in der Empfehlung, Natalia zwei Tage in die Speisekammer zu sperren. Eine verlockende Vorstellung, doch Jeffrey meint, so etwas sei ein Verstoß gegen das neuzeitliche Arbeitsrecht.

*Montag, 7. Januar*

Heute war ich mit Sophie in London shoppen. Ich wollte ihr ein paar warme, praktische, aber dennoch elegante Sachen für den Winter kaufen, der in Südfrankreich dieses Jahr recht kühl ist, Treibhauseffekt hin oder her. Außerdem hatte ich gehofft, dass sie nach einem Tag in der

Stadt vielleicht empfänglicher für ein paar gutgemeinte Ratschläge sein würde. Nur deshalb brachte ich das größte Opfer, das einer Mutter möglich ist: Ich setzte mich sowohl der Londoner U-Bahn als auch dem Winterschlussverkauf aus.

Unser kleiner Ausflug fing nicht gerade vielversprechend an. Kaum saßen wir im Zug nach London, rammte sich Sophie die Stöpsel ihres pinkfarbenen iPods in die Ohren, den sie unbedingt zu Weihnachten haben wollen. Ein Gespräch war damit unmöglich. Hätte ich mich doch bloß nicht von ihrem Hungerstreik beeindrucken lassen und ihr dieses vermaledeite Ding nicht gekauft.

Als wir im Anschluss nach einer Fahrt mit der U-Bahn schließlich das Stadtzentrum erreicht hatten, glaubte ich die üblen Ausdünstungen der Menschenmenge nie wieder aus der Nase zu bekommen. Sofort wollte ich den sicheren Hafen von John Lewis ansteuern, aber Sophie wollte lieber zu H & M, wo es nicht wie in einem normalen Geschäft zugeht, sondern aussieht, als würde man in einem heruntergekommenen Bordell einen Trödelmarkt veranstalten. Wir gingen zu H & M.

Mittags entspann sich ein ähnlicher Konflikt. Ich wollte in das Café des Victoria and Albert Museum, wo es ganz ausgezeichnete belegte Sandwiches und Scones gibt, Sophie in eine auf orientalischem gemachte Turnhalle namens Wagamama. Wieder gab ich nach, in der Hoffnung, dass sich dadurch die richtige Stimmung für ein nettes Mutter-Tochter-Gespräch ergeben würde, doch der Geräuschpegel erstickte jede Unterhaltung im Keim. Ich murmelte in meine missratenen Asia-Nudeln, dass man jungen Män-

nern, die keine Manschettenknöpfe besitzen, auf keinen Fall über den Weg trauen sollte. Dann verlangte ich Besteck.

Auch nach dem Mittagessen wurde es nicht besser. Mein Angebot, ihr ein Paar Pumps zu kaufen, wurde brüsk zurückgewiesen. Mein Angebot, ihr eine Kaschmirstrickjacke zu kaufen, wurde ebenfalls brüsk zurückgewiesen. Das einzige Kleidungsstück, das unser beider Geschmack traf, war ein Paar Wollhandschuhe, die ich «praktisch», Sophie dagegen «voll retro» fand.

Um vier Uhr nachmittags gestand ich mir schließlich ein, dass der Tag nicht von Erfolg gekrönt war. Ich ging mit Sophie zurück in Richtung U-Bahn und bemühte mich, einen möglichst großen Bogen um einen langhaarigen Bettler zu machen, der an der Straßenecke herumlungerte. Zu meinem Entsetzen schob Sophie mich zur Seite und warf sich diesem Simulanten an den dürren, braungebrannten Hals. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei dem jungen Mann um Nicholas, den älteren Bruder ihrer Schulfreundin Jessica. Er ist ein entfernter Cousin von Lady Zara Philips.

Wann hat die britische Oberklasse eigentlich verlernt, sich anständig zu kleiden?

*Dienstag, 8. Januar*

Ein Zirkus gastiert im Dorf. Zuerst sind mir nur die grellen Plakate in Pink und Gelb aufgefallen, aber dann waren auch die Wohnwagen auf unserer schönen Dorfwiese nicht mehr zu übersehen, leider. Jeffrey muss unbedingt

darauf achten, dass unsere Wertsachen sicher unter Verschluss sind. Früher, als ich klein war, stand der Zirkus für Zuckerwatte, Löwen und Clowns. Heute steht er für Letten in Leggings und einen drastischen Anstieg der lokalen Kriminalität.

«Zigeuner», zischte mir Miss Hughes beim Zeitungskiosk zu. «Denen kann man nicht trauen.» Ich verschränkte die Arme vor der Brust und schüttelte den Kopf. So etwas kann man doch nicht sagen, nicht in der heutigen Zeit. Es ist schließlich ein Unterschied, ob man Zigeunern im Allgemeinen oder lettischen Zirkuskünstlern im Speziellen misstraut, denn bei Letzteren handelt es sich nicht um eine ethnische Gruppe. Miss Hughes' Ansichten könnte man jedenfalls schon fast als Vorurteile bezeichnen. «Das können Sie doch nicht einfach so verallgemeinern», sagte ich zu ihr. «Nicht jeder Ausländer entspricht dem Klischee.» Ich lächelte Mr Rasheed an, den Zeitungshändler, doch er bemerkte es gar nicht – er war zu sehr darauf konzentriert, die vielen kleinen Kupfermünzen zu zählen, mit denen Miss Hughes bezahlt hatte.

Jedenfalls hat Sophie sich eine Zirkusvorstellung angesehen, trotz meines gutgemeinten Rates, dass ihre Zeit sinnvoller genutzt wäre, wenn sie Französisch üben oder ihren abblätternden Nagellack erneuern würde.

*Mittwoch, 9. Januar*

Gestern Abend fand die erste Probe der Wechselläuter in diesem Jahr statt. Einmal die Woche kommt eine Gruppe Gleichgesinnter in der Kirche zusammen, um sich

in kunstvollen Variationen des Glockenläutens zu üben. Zum Glück waren weder die Glocken noch wir Glöckner über die Weihnachtsfeiertage eingerostet. Alle waren da – Pfarrer Reginald, Daphne, die Vorsteherin des Postamts, Miss Hughes, Gerald, der Geschichtslehrer, und seine Frau Rosemary –, und alles war ganz genauso wie immer. Bis auf Rosemary. Sie hatte Lippenstift aufgelegt, knallroten Lippenstift. Die lockigen braunen Haare hatte sie zu einem hohen Pferdeschwanz zusammengebunden, wodurch sie ein bisschen wie ein schmutziger Pudel aussah. Ihre Augen strahlten, die Wangen waren gerötet. Statt ihrer üblichen orthopädischen Sandalen trug sie Schuhe mit Absätzen.

Als Rosemary während unserer Teepause auf die Toilette verschwand, äußerte ich Miss Hughes gegenüber die Vermutung, dass sie zum Jahreswechsel vielleicht in einer Illustrierten einen Artikel zum Thema «Neues Jahr, neuer Look» gelesen habe. Aber Miss Hughes meinte, das seien bloß die Wechseljahre.

*Donnerstag, 10. Januar*

Heute Morgen kam Reginald auf eine Tasse Tee vorbei. Er macht sich Sorgen um seinen Sohn David, einen blassen Neunzehnjährigen, der den Transporter der Wanderbücherei fährt. Der arme Reginald hat seinen Sohn sehr liberal erzogen und ihm immer wieder erklärt, wie wichtig Toleranz und Offenheit sind. Was zur Folge hatte, dass David zur Kabbala konvertiert ist, einer dubiosen Sekte, die eine große Anhängerschaft unter berühmten Fitnessfana-

tikern wie zum Beispiel Madonna haben soll. Offenbar ist das auch die Erklärung dafür, dass David neuerdings ein rotes Armband trägt. Als ich ihn das letzte Mal damit sah, dachte ich, er wäre im Hallenbad gewesen.

Reginald starrte nachdenklich auf seinen Pfefferminztee und bat mich mit einem leichten Zittern in seiner sanften Stimme um Rat. Ich schlug vor, David entweder eine Freundin zu suchen oder ihn als Freiwilligen bei der britischen Armee anzumelden. In beiden Fällen hätte er zu wenig Freizeit, um sich weiterhin seinen fragwürdigen religiösen Eskapaden hinzugeben. Reginald wandte ein, dass sein Sohn Pazifist sei, und wir verstummten beide.

Dann hatte ich eine Eingebung: Sophie! Abgesehen von seinen etwas exzentrischen religiösen Ansichten ist David ein anständiger junger Mann, der ältere Menschen mit Respekt behandelt und saubere Fingernägel hat. Vielleicht hat er ja einen positiven Einfluss auf Sophie. Gut, sie geht am Sonntag wieder in die Ardèche, aber sie könnten doch Brieffreunde werden. Ich finde ja, dass es etwas äußerst Romantisches an sich hat, wenn man einem lieben Bekannten in der Ferne schreibt, wenn man sich nach jemandem jenseits des Meeres sehnt, und außerdem würden sich dadurch vielleicht ihre Grammatikkenntnisse verbessern.

*Freitag, 11. Januar*

Reginald und David sind gerade gegangen, Letzterer eher gehinkt. Sophie hat sich empört in ihrem Zimmer eingeschlossen. Sie merken es schon, es ist nicht ganz so gelaufen wie geplant.

Dem armen Reginald zuliebe zog ich alle Register. Ich platzierte Vater und Sohn strategisch günstig im Salon. Dass Natalia ihnen Tee in den Schoß kippte, überraschte mich kein bisschen, aber sobald die Hosen der beiden wieder einigermaßen trocken waren, ging ich nach oben, um Sophie zu holen. Ich sagte ihr, dass David zu Besuch sei, ein charmanter, intelligenter und einfühlsamer junger Mann. Sie fragte, ob ich «diesen zurückgebliebenen Vollidioten mit den schwulen Haaren» meinte. Das fing ja gut an.

Mit der Aussicht auf ein Stück meines Madeira-Kuchens konnte ich sie schließlich doch nach unten locken. Da ich die übrigen Stühle wohlweislich in der Küche untergebracht hatte, musste sie sich auf den einzigen freien Platz, neben David auf das Sofa, setzen. Beim Anblick meiner Tochter – die aus unerfindlichen Gründen ein Tutu und Leggings trug – bekam Davids blasses Gesicht Farbe, und um ein Haar hätte er vor Freude mit seinen abstehenden Ohren gewackelt. Wenn er sich den zarten Flaum auf der Oberlippe abrasieren würde, würde er einen ganz passablen Schwiegersohn abgeben.

Reginald und ich begannen nun, munter miteinander zu plaudern, und erwähnten dabei auch beiläufig Davids berufliche Erfolge, unter anderem die Urkunde, die ihm von der Gemeindeverwaltung für seine Verdienste um die Wanderbücherei ausgestellt worden war. Sophie starrte die ganze Zeit auf einen kleinen Fleck an der Wand. Vermutlich fiel ihr gerade auf, wie schlampig Natalia putzt.

Schließlich brach Sophie ihr Schweigen und fragte, was es mit Davids Armband auf sich habe. Er antwortete mit einer langatmigen, aber leidenschaftlichen Lobeshymne

auf die Kabbala, die in dem Vorschlag gipfelte, sich der Sekte auf der Stelle anzuschließen. Sophie starrte ihn entgeistert an. David hielt ihre Verwirrung wohl für ein Ja, denn plötzlich nahm er ihre kleine, zarte Hand in seine große Pratte und zog ein rotes Armband aus der Hosentasche. Sophie sprang auf und trat ihm vors Schienbein. Mein Gott, war mir das peinlich. Wenn sie schon gewalttätig werden musste, hätte sie sich doch wenigstens wie eine Dame benehmen und ihm eine Ohrfeige geben können.

*Samstag, 12. Januar*

Als Reginald heute anrief, um sich zu entschuldigen, sagte ich ihm, dass dafür keinerlei Anlass bestehe, er sei ja schließlich nicht für den Fauxpas seines Sohnes verantwortlich. Wenn man uns für alles verantwortlich machen würde, was unsere Kinder anstellen, würde ich mich gar nicht mehr aus dem Haus trauen.

Wenn sich jemand entschuldigen sollte, dann Sophie. Ich klopfte an ihre Tür, um es ihr ans Herz zu legen, und wurde mit einem wenig einladenden «Ja, komm halt rein» begrüßt. Da sie morgen abreist, hatte ich erwartet, ihre Sachen bereits in ordentlichen Stapeln vorzufinden, die nur noch eingepackt werden mussten. Stattdessen sah es aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen: Das ungemachte Bett und der schmutzige Teppichboden waren mit Kleidung und Wäsche übersät, umgekippte Nagellackfläschchen hatten Zeitschriften verklebt, und zwischen heruntergebrannten Kerzen gammelten die Verpackungen von Schokoladenriegeln neben Gel-Tuben und Cremetöpf-

chen vor sich hin. Sophie drängt zwar jedem ungefragt ihre «Rettet die Erde»-Parolen auf, ich sah aber mehrere Einkaufstüten mit neuen, noch ungetragenen Kleidungsstücken von Topshop und Primark, die bestimmt alle von Kindern in ausbeuterischen Betrieben zwischen Indien und Kambodscha hergestellt und dann durch die halbe Welt verschifft werden. Und sehr zu meinem Verdruss fiel mein Blick auf eines meiner Seidennachthemden, das an einer Seite aufgeschlitzt und mit einer Reihe großer Sicherheitsnadeln wieder zusammengesetzt worden war. Ich deutete stumm auf das Nachthemd, und Sophie antwortete ungerührt, das Kleid sei neu, sie sei sich nur noch nicht sicher, ob ihr die Farbe stehe. Das setzte dem Ganzen die Krone auf. Es ist doch allgemein bekannt, dass Pffirsichrosa dem Teint schmeichelt.

Angesichts dieser chaotischen Verhältnisse hatte es wohl wenig Sinn, ihr eine Entschuldigung wegen David abzurufen. Ich werde Natalia sagen, dass sie das Zimmer am Montag gründlich sauber machen soll. Bei jeder Gelegenheit macht sie es sich auf dem Ledersofa in Jeffreys Arbeitszimmer bequem, da wird ihr etwas Bewegung guttun. Noch ist sie zwar schlank, aber Osteuropäerinnen haben ja die Veranlagung, mir nichts, dir nichts einen Hintern wie ein Brauereipferd zu bekommen.